

Muul oder Mund? : Etwas für die Zahnärzte

Autor(en): **[s.n.]**

Objektyp: **Article**

Zeitschrift: **Mitteilungen des Deutschschweizerischen Sprachvereins**

Band (Jahr): **25 (1941)**

Heft 11

PDF erstellt am: **01.05.2024**

Persistenter Link: <https://doi.org/10.5169/seals-419861>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.

Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.

Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

des Deutschschweizerischen Sprachvereins

Die Mitteilungen erscheinen dies Jahr achtmal und kosten jährlich 4 Franken.

Zahlungen sind zu richten an unsere Geschäftskasse in Küsnacht (Zürich) auf Postcheckrechnung VIII 390.

Schriftleitung: Dr. phil. A. Steiger, Schriftführer des Deutschschweizerischen Sprachvereins, Küsnacht (Zürich).

Beiträge zum Inhalt sind willkommen.

Veranstaltung: Küsnacht (Zürich). - Druck: H. Safner, Zürich 8.

Johann Kaspar Lavater.

Geb. am 15. Wintermonat 1741.

Es ist eine stolze Erinnerung, die der zweihundertste Geburtstag dieses Zürchers weckt. Er war zwar erst etwa zehn Jahre alt, als seine Vaterstadt schon den ehrenvollen Beinamen „Limmattal“ erhielt und der deutsche Dichter Ewald von Kleist seinem Freunde Gleim nach Halberstadt schrieb: „Zürich ist wirklich ein unvergleichlicher Ort, nicht nur wegen seiner vortrefflichen Lage, die unique (!) in der Welt ist, sondern auch wegen der guten und aufgeweckten Menschen, die darin sind. Statt daß man in dem großen Berlin kaum drei bis vier Leute von Genie und Geschmack antrifft, trifft man in dem kleinen Zürich mehr als zwanzig bis dreißig derselben an“. Klopstock, der größte deutsche Dichter jener Zeit, hatte Zürich besucht, und Wieland weilte in seinen Mauern. Das war das Zürich Johann Jakob Bodmers. Aber der Ruhm seiner Vaterstadt steigerte sich noch, als seine Schüler zu wirken begannen: Gessner, Lavater und Pestalozzi, alle drei als Dichter, Gessner daneben noch als Maler, Lavater vor allem als religiöser Schriftsteller und Pestalozzi als Erzieher. Lavaters Wesen zu verstehen, war schon damals nicht leicht und ist heute noch schwerer. Man hat ihn uns als „Patrioten und Weltbürger“ geschildert, mit Recht; denn das ist kein Widerspruch. Als Patriot hat er sich bewährt vor allem in seinem Kampfe gegen die französische Fremdherrschaft, der er mit unerhörtem Mut entgegentrat und schließlich zum Opfer fiel, als Weltbürger in seinen theologischen und physiognomischen Schriften. Zwischen dem Patrioten und dem Weltbürger steht aber — das wollen wir auch in diesen Zeiten starken politischen Gegensatzes nicht vergessen — der deutsche Sprach- und Geistesgenosse. Denn wenn auch die Wirkung seiner Schriften die Sprachgrenzen überschritt und bis Paris, London und Petersburg reichte, so sind das doch nur einzelne Ausläufer, nicht zu vergleichen mit dem innigen Verhältnis zu Deutschland. Nicht nur zu deutschen Staatsfürsten, die in seinem bescheidenen Hause an der Spiegelgasse verkehrten, vor allem zum deutschen Dichterkönig Goethe, der bei seinem ersten Besuche Zürichs unter dem Tore des Gasthauses zum Schwert einen Blick auf den See warf, aber nicht eintrat, „sondern ich eilte zu Lavatern“, erzählt er in „Dichtung und Wahrheit“. Die Freundschaft hat sich später freilich getrübt, aber in seiner Lebensgeschichte hat ihm Goethe doch ein schönes Denkmal gesetzt. Aber auch das deutsche Volk kannte und liebte seinen Lavater, und die Bremer wollten ihn um jeden Preis als Pfarrer in ihre Hansestadt berufen. Das alles ist nicht denkbar ohne das gute Hochdeutsch, das er schrieb, und Goethe bezeugt, daß neben andern Vorzügen „selbst der durch sein Hochdeutsch durchtönende treuherzige

Schweizerdialekt“ eine wohlthätig beruhigende Wirkung ausgeübt habe auf die, die mit ihm verkehrten.

Lavater hat uns heute nicht mehr so viel zu sagen wie zu seiner Zeit, aber Schiller sagt:

... Wer den Besten seiner Zeit genug
Getan, der hat gelebt für alle Zeiten.

Wer hat schon den Besten seiner Zeit „genug getan“ und sie wenigstens auf ihre Lebensdauer völlig befriedigt? Kaum einer, auch Lavater nicht, aber doch mehr als die meisten andern. Er hat den Ausdruck geprägt, der auf ihn wie auf keinen andern paßt und den deshalb Mary Lavater-Slozman im Titel ihrer schönen biographischen Darstellung mit Recht auf ihn anwendet: „Genie des Herzens“. Und er war unser!

Muul oder Mund?

Etwas für die Zahnärzte.

„Mached Si s Muul uf!“ soll der Zahnarzt zu seinem Pflögling sagen und nicht etwa: „Mached Si de Mund uf“. So verlangt es nach dem Bericht des Winterthurer „Landboten“ (29. 1. 41) über einen „staatsbürgerlichen Heimatabend“ des Staatsbürgerkurses Winterthur 1940/41 Herr Prof. Dr. Dieth von der Universität Zürich. Dr. Adolf Guggenbühl erzählt in seiner Schrift „Warum nicht Schweizerdeutsch?“, er habe seinem Zahnarzt auf die Bitte: „Öffnet Si bitte de Mund“ entgegnet: „Ich ha kän Mund, ich han es Muul“, worauf der Zahnarzt achselzuckend erwidert habe: „Ich cha mir leider nüüd erlaube, Muul z'fäge, die meischte vo mine Patiente und fascht alli vo mine Patientinne nähmed mer das übel.“

So würden wohl die meisten Zahnärzte antworten. Kann man ihnen wirklich zumuten, zu einem tausendwöchigen Mägdelein oder zu einer würdigen Frau oder gar einer „feinen Dame“ oder einem Bundesrat von ihrem „Muul“ zu reden? Und doch möchten sie auch gute Schweizer sein und unser Kleinod, das Schweizerdeutsch, erhalten helfen. — Mit ihrem Ziel, die Mundart zu schützen, haben die Herren Dieth und Guggenbühl ganz recht; es ist auch das unsere, und wir haben schon lange vor ihnen dafür gekämpft. Aber im Maß übertreiben sie gelegentlich, und so gerade in der Frage „Muul oder Mund?“. Zur Beruhigung der Zahn- und andern Ärzte, die vor diesen Zwiespalt kommen, sei gesagt:

Gewiß ist heute das uns geläufige, gebräuchliche Wort für diesen Gesichtsteil „Muul“. Schriftdeutsch braucht man das entsprechende „Maul“ vor allem beim Tier, beim Men-

sehen nur in derber Rede (daher in vielen Redensarten). Auch in der südwestdeutschen Umgangssprache kommt das menschliche „Maul“ noch vor. In gutem Schriftdeutsch aber hat der Mensch einen „Mund“. So ist der Zustand heute. Aber das war nicht immer so. Es hat Zeiten gegeben, da hat man beide Wörter auf Mensch und Tier bezogen, auch bei uns. Freilich ist schon in älteren Zeiten „Mund“ beim Tier seltener als „Maul“, aber der St. Galler Mönch Notker III († 1022) schrieb, man solle dem dreschenden Kinde „den Mund“ nicht verbinden, und in Luthers Bibelübersetzung haben Bileams Eselin, das Schaf, der Fisch, das Roß und die Schlange einen Mund. Meistens aber bezieht sich das Wort auf den Menschen, und auch in diesem Sinne hat es sich schon in mittelhochdeutscher Zeit, wenigstens im Südwesten des deutschen Sprachgebietes, vor „Maul“ zurückgezogen auf die gewähltere Rede. Im „Sendbrief vom Volkesmischen“ sagt Luther, wenn man in gutes Deutsch übersehen wolle, müsse man nicht die Buchstaben in der lateinischen Sprache fragen, sondern man müsse die Mutter im Hause, die Kinder auf der Gasse, den gemeinen Mann auf dem Markt darum fragen „und den selbigen auf das Maul sehen, wie sie reden“. In den Sprüchen Salomos (13, 3) stehen sich beide Wörter gegenüber: „Wer seinen Mund bewahret, der bewahret sein Leben; wer aber mit seinem Maul herausfährt, der kommt in Schrecken“. Aber wie uns das Schweizerische Idiotikon belehrt, war „Mund“ auch unserer Volkssprache früher ganz geläufig. Es hat sich erhalten in den Redensarten: „Vil Mund, vil Stund“ (Mit wie vielen Leuten die Hebamme auf ihrem Berufswege schwätzt, so manche Stunden Wehen hat die Wöchnerin zu leiden. Beatenberg); „So vil Mund, so vil Pfund“ (So viele Personen, so viele Erbteile. Ein Solothurner Rechtsspruchwort, wobei das Pfund einen halben Gulden ausmachte); „Enem jedren Mund sis Pfund“ (Jedem das Seine. Aus Ringgenberg). „Von Mund“ (entsprechend „von Hand“) bedeutete „mündlich“; so heißt es in einer Glarner Urkunde von 1395: „Mit brieften oder von dem mund“, d. h. brieflich oder mündlich. „Mund an Mund“ hieß soviel wie „von Angesicht zu Angesicht“ (so in Basler Rechtsquellen von 1369 und 1520). Auch das lateinische „os“ bezeichnet den Mund und das ganze Gesicht. Bis zum heutigen Tag ist das Wort noch erhalten in der reizenden Verkleinerungsform „Mündsch“, dem das lateinische „osculum“ und auf der andern Seite das im 18. Jahrh. beliebte „Mäuschchen“ für den Kuß entspricht. Das Idiotikon erwähnt noch sieben andere Ableitungen, nämlich die Verkleinerungsform „Mündli“ für die Stelle am Brotlaib, die andernorts Änggeli, Chindli oder Chropfli heißt und mit den Lippen verglichen werden kann; dort wird das Brot gewöhnlich angeschnitten; darum bedeutet „Mündli“ auch einfach den Anschnitt. Im zürcherischen Dänikon sagt man, der Wein sei „mündig z'trinke“ (d. h. mündend); bei Zwingli und fast durchweg in unseren älteren Schriften trifft man die Formel: „Gschriftlich oder muntlich“; noch in einer Berner Schwellenordnung von 1766 heißt es: „So mund= als schriftliche Befehle“. „Munda“ heißt im Berner Oberland, „Mundi“ im Wallis, „Mündel“ in Beatenberg eine Kuh oder Ziege mit weißem Maul (Natürlich hat dieses „Mündel“ nichts zu tun mit dem Mündel des Vormundes, wo „Mund“ ganz unabhängig davon „Schutz“ bedeutet). „Ermünde“ bedeutet „erwähnen“ (Prättigau). Hieher gehört auch das in vielen Ortsnamen vorkommende „Gmünd“ für die Flußmündung, besonders für die Vereinigung zweier Flüsse, aber auch als alte Maßbezeichnung für die Handbreite bis zur Spitze des abstehenden Daumens; denn richtet der Daumen sich auf, so öffnet die Hand den Mund, und es entsteht dieselbe Figur

wie bei der rechtwinkligen Einmündung eines Flusses in einen andern. (In einem Berner Sittenmandat von 1628 wird vorgeschrieben, daß die Röcke der „wybsbilder“ die Waden bedecken müssen und nur „etwan eines G'münts hoch“ vom Boden abstehen dürfen.) Sogar das Tätigkeitswort „munze“ hängt mit „Mund“ zusammen; es bedeutet kauen, bes. mühsam kauen, auch vorkauen (die Mutter munzt dem Kinde das Miesli; daher sagt man auch vor- und inmunze), dann auch undeutlich reden. Endlich gibt es noch eine Reihe alter, z. T. heute noch volkstümlicher Zusammensetzungen mit „Mund“: vor allem den „Mumpfel“ (= Mund voll) und das (Bett-) „Mümpfeli“. Bei Gotthelf heißt es einmal, die Dienstboten hätten sich gewisse Dinge nicht gern „eigemündig“, d. h. mit eigenem Munde, also persönlich gesagt („aus Furcht, man halte ihnen Gegenrecht“). Wenn man nicht die Augen, sondern den Mund als Hauptbestandteil der vordern Kopfseite betrachtet, so kann man einen Menschen rot-, schwarz-, weiß-, spitz- oder vollmündig nennen. Rotmündig heißen blühende Kinder, aber auch Äpfel (Aargau, Basel, Solothurn, Schaffhausen); die Zürcher Nachrichten von 1754 sprachen von einem „jungen, weißmündigen Weibsbild“. Die Formel „gleichmündig und einhellig“ findet sich in einem Eidg. Abschied von 1524. Im Glarnerland heißt das Leberblümchen auch „Herzemund“ d. h. Herz und Mund (bloßes „e“ für „und“ haben wir auch in „ein-e-zwänzg“).

Was soll das alles? Beweisen soll es, daß „Mund“ einmal ein gut schweizerdeutsches Wort war und daß man sich nicht am Wesen unserer Mundart vergeht, wenn man so sagt, während so beliebte Wörter wie etzetera, zirka, total, eventuell, Kalamität, Dialekt u. v. a. den Klang der schweizerdeutschen Rede fälschen. Freilich: wenn der Zahnarzt heute jemand bittet, den „Mund“ zu öffnen, so tut er das schwerlich aus schweizerdeutscher Überlieferung, sondern er entlehnt es aus der Schriftsprache. Aber er holt aus der Schriftsprache nur ein Wort zurück, das einst gut schweizerdeutsch war, aber in Vergessenheit geraten ist. Das sollte erlaubt sein. Die meisten Fremdwörter holen wir ja viel weiter her, aus Sprachen, die mit unserer Mundart nichts gemeinsam haben als die indogermanische Urheimat. Und warum sagt er „Mund“? Sind etwa seine Beweggründe verwerflich? — Von der Schriftsprache her, ohne die wir uns unser geistiges Leben nicht denken können, in der sogar das Knabenbuch geschrieben sein muß, das aus dem Wettbewerb aus Guggenbühls Schweizer-Spiegel-Verlag hervorgehen soll, von dieser Schriftsprache her ist uns der heutige Unterschied zwischen „Mund“ und „Maul“ geläufig. Und wenn der Deutschschweizer heute das Bedürfnis fühlt, den auch an dieser Körperstelle wesentlichen Unterschied zwischen Mensch und Tier auszudrücken, so bedeutet das nicht nur eine Bereicherung seines Wortschatzes, sondern geradezu einen Kulturfortschritt; es ist ein Zeichen zunehmender Höflichkeit, die dem Deutschschweizer durchaus nichts schadet. Ohne daß wir den Gebrauch von „Muul“ in allen Fällen, z. B. einem derben Buben gegenüber oder in volkstümlichen Redensarten, als unhöflich bezeichnen möchten.

Also mögen die Herren Zahnärzte, die ja beständig im Munde ihrer Mitmenschen zu tun haben, ruhig den „Mund“ öffnen lassen. Auch andere Ärzte kommen etwa in den Fall. Wenn dann jemand darauf besteht, daß er keinen Mund, sondern „es Muul“ habe, mag man ihm den Gefallen tun.

Gäbe es nicht noch einen andern Ausweg? Wenn „Muul“ zu grob klingt, warum dann nicht die gemüthliche schweizerische Verkleinerungsform „Müüli“? Das würde bei vielen männlichen „Objekten“ gar nicht stimmen, und bei weiblichen wäre es — zu gemüthlich.